

Leseprobe aus:
Gustave Flaubert
Drei Geschichten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



Gustave Flaubert
DREI GESCHICHTEN

Herausgegeben und übersetzt
von Elisabeth Edl

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25659-0

© Carl Hanser Verlag München 2017

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

DREI GESCHICHTEN

EIN SCHLICHTES HERZ

I.

Ein halbes Jahrhundert lang beneideten die Bürgerinnen von Pont-l'Évêque Madame Aubain um ihre Magd Félicité.

Für hundert Franc im Jahr kochte sie und putzte, nähte, wusch, bügelte, verstand es, ein Pferd aufzuzäumen, Geflügel zu mästen, Butter zu schlagen, und blieb ihrer Herrin treu – und doch war diese als Person nicht angenehm.

Sie hatte einen hübschen Burschen geheiratet, ohne Vermögen, der Anfang 1809 starb und ihr zwei kleine Kinder hinterließ, nebst einem Haufen Schulden. Da verkaufte sie ihre Immobilien, mit Ausnahme des Gehöfts in Touques und des Gehöfts in Geffosses, aus denen sie Einkünfte von allerhöchstens 5000 Franc bezog, und sie verließ ihr Haus in Saint-Melaine, wohnte fortan in einem andern, nicht so kostspieligen, das hatte ihren Vorfahren gehört und lag hinter den Markthallen.

Dieses schiefergedeckte Haus stand zwischen einem Durchgang und einer Gasse, die hinabführte zum Fluss. Es hatte im Innern Stufen, über die man leicht stolperte. Ein schmaler Flur trennte die Küche von der *Stube*, wo Madame Aubain den ganzen Tag verweilte, in einem Korbsessel am Fenster sitzend. Ent-

lang der weißgestrichenen Wandtäfelung reihten sich acht Mahagonistühle. Ein altes Klavier trug, unter einem Barometer, pyramidenförmig gestapelt Schachteln und Kartons. Zwei Bergeren mit Kanevasstickerei flankierten den Louis-quinze-Kamin aus gelbem Marmor. Die Pendeluhr in der Mitte stellte einen Vesta-Tempel dar – und die ganze Wohnung roch ein wenig nach Schimmel, denn der Fußboden lag tiefer als der Garten.

Im ersten Stock befand sich zunächst das Zimmer von »Madame«, sehr groß, mit einer blassen Blümchentapete bespannt und darauf das Porträt von »Monsieur« im Aufzug eines Stutzers. Es war verbunden mit einem kleineren Zimmer, in dem man zwei Kinderbettchen sah, ohne Matratzen. Dann folgte ein Salon, immer abgeschlossen und vollgeräumt mit verhüllten Möbeln. Anschließend führte ein Korridor zum Arbeitskabinett; Bücher und Papierkram füllten die Fächer eines Schrankes, der mit seinen drei Teilen einen stattlichen Schreibtisch aus schwarzem Holz umrahmte. Die beiden Seitenflügel verschwanden unter Federzeichnungen, Gouache-Landschaften und Stichen von Audran, Erinnerungen an bessere Zeiten und entschwundenen Luxus. Ein Dachfenster im zweiten Stock erhellte Félicités Zimmer, mit Blick auf die Wiesen.

Sie stand auf im Morgengrauen, um die Messe nicht zu versäumen, und arbeitete bis zum Abend ohne Unterbrechung; dann, kaum war das Essen beendet,

das Geschirr weggeräumt und die Tür gut abgeriegelt, vergrub sie das Holzschiet unter der Asche und schlummerte vor dem Kamin, ihren Rosenkranz in der Hand. Niemand zeigte größere Hartnäckigkeit beim Feilschen. Was die Sauberkeit anging, so brachte der Glanz ihrer Töpfe andere Mägde zur Verzweiflung. Sie war sparsam, aß darum bedächtig und sammelte mit dem Finger die Krümel ihres Brots vom Tisch – ein zwölf Pfund schweres Brot, eigens für sie gebacken, das zwanzig Tage lang vorhielt.

Zu jeder Jahreszeit trug sie ein gemustertes Baumwolltuch, im Rücken festgehalten mit einer Nadel, eine Haube, die ihr Haar verbarg, graue Strümpfe, einen roten Rock und über der Bluse eine Schürze mit Latz, wie Krankenschwestern im Hospital.

Ihr Gesicht war hager und ihre Stimme hoch. Mit fünfundzwanzig Jahren schätzte man sie auf vierzig. Ab den Fünfzigern war sie alterslos; – und glich, immer still, mit ihrem steifen Körper und den gemessenen Bewegungen, einer Frau aus Holz, die funktioniert wie ein Automat.

II.

Sie hatte, wie jede andre, ihre Liebesgeschichte erlebt.

Ihr Vater, ein Maurer, war von einem Gerüst zu Tode gestürzt. Dann starb ihre Mutter, die Schwestern gingen dahin und dorthin, ein Bauer nahm sie auf und übertrug der Kleinen das Hüten der Kühe draußen auf dem Land. Sie schlotterte in ihren Lumpen, trank bäuchlings Wasser aus den Tümpeln, wurde wegen nichts und wieder nichts geschlagen und schließlich davongejagt für einen Diebstahl von dreißig Sou, den hatte sie nicht begangen. Sie kam auf ein anderes Gehöft, wurde Hühnermagd, und weil sie der Herrschaft gefiel, waren ihre Kameradinnen neidisch.

Eines Abends im August (da war sie achtzehn) nahmen diese sie mit zur Kirmes in Colleville. Sofort war sie ganz betäubt, verwirrt durch das Lärmen der Dorfmusikanten, die Lichter in den Bäumen, das bunte Durcheinander der Kleider, die Spitzen, die goldenen Kreuze, diese Menge von Menschen, die alle zugleich hüpfen. Sie stand bescheiden abseits, als ein junger Mann von stattlicher Erscheinung, der seine Pfeife rauchte, beide Ellbogen auf die Deichsel eines Kippkarrens gestützt, sie aufforderte zum Tanz. Er zahlte ihr Cidre, Kaffee, ein Stückchen Galette, ein Busentuch, und da er glaubte, sie durchschaue ihn gewiss,

bot er an, sie heimzuleiten. Am Rand des Haferfelds legte er sie brutal auf den Rücken. Sie bekam Angst und schrie. Er lief davon.

An einem anderen Abend wollte sie auf der Straße nach Beaumont einen großen Heuwagen überholen, der langsam dahinrollte, und als sie neben den Rädern vorbeischlich, da erkannte sie Théodore.

Er sprach sie in aller Ruhe an, sagte, sie müsse ihm verzeihen, es sei halt »die Schuld der Trunkenheit«.

Sie wusste nicht, was sie erwidern sollte, und hätte am liebsten die Flucht ergriffen.

Sogleich redete er über die Ernten und die Honoratioren der Gemeinde, denn sein Vater hatte Colleville verlassen, zugunsten des Gehöfts Les Écots, und nun waren sie also Nachbarn. »Ah!« sagte sie. Er fügte hinzu, man wolle ihn unter die Haube bringen. Übrigens habe er keine Eile und warte auf eine Frau nach seinem Geschmack. Sie blickte zu Boden. Da fragte er, ob sie ans Heiraten denke. Sie antwortete lächelnd, es sei nicht recht, sich lustig zu machen. »Nein, nein, ich schwör's Ihnen!«, und mit dem linken Arm umfasste er ihre Taille; sie gingen langsamer. Der Wind war lau, die Sterne glänzten, vor ihnen schaukelte die riesige Fuhre Heu; und die vier gemächlich dahintrottenden Pferde wirbelten Staub in die Luft. Dann bogen sie ohne Befehl nach rechts. Er küsste sie noch einmal. Sie verschwand im Dunkel.

Théodore wurde in der folgenden Woche das eine oder andere Stelldichein gewährt.

Sie trafen einander in stillen Hofwinkeln, hinter einer Mauer, unter einem abgelegenen Baum. Sie war nicht unschuldig, so wie junge Damen – die Tiere hatten sie unterrichtet; – doch Vernunft und Ehrinstinkt verhinderten einen Fehltritt. Dieser Widerstand steigerte Théodores Liebe so sehr, dass er, um ans Ziel zu kommen (oder vielleicht aus Naivität), ihr die Ehe antrug. Sie mochte ihm nicht glauben. Er schwor tausend Eide.

Bald schon gestand er ihr etwas Fatales: seine Eltern hatten im vergangenen Jahr einen Mann für ihn gekauft; doch von heut auf morgen könnte man wieder nach ihm greifen; die Vorstellung, als Soldat zu dienen, machte ihm Angst. Diese Feigheit war für Félicité ein Beweis von Zuneigung, ihre eigene wurde darob nur größer. Sie schlich nachts aus dem Hause, und am Ort des Stelldicheins quälte Théodore sie mit seinen Sorgen und seinem Drängen.

Schließlich verkündete er, dass er selbst auf die Präfektur gehen wolle, um nachzuforschen, und am nächsten Sonntag werde er Bericht erstatten, zwischen elf und Mitternacht.

Als es soweit war, lief sie zu dem Geliebten.

Statt ihm traf sie einen seiner Freunde.

Der erklärte ihr, sie werde ihn nie wiedersehen. Um sich vor der Aushebung zu schützen, hatte Théodore eine sehr reiche, alte Frau geheiratet, Madame Lehoussais, aus Toucques.

Ihr Kummer war zügellos. Sie warf sich auf die

Erde, schrie, rief nach dem lieben Gott und wimmer- te ganz allein auf freier Flur bis zum Sonnenaufgang. Dann kehrte sie zurück auf das Gehöft, eröffnete ihre Absicht fortzugehen; und nach einem Monat, als abgerechnet war, schnürte sie ihre wenige Habe in ein Tuch und begab sich nach Pont-l'Évêque.

Vor dem Gasthof befragte sie eine Bürgerin mit Witwenschleier, und die suchte gerade eine Köchin. Das junge Mädchen wusste nicht viel, schien jedoch so guten Willens und so anspruchslos, dass Madame Aubain schließlich sagte:

»Gut, ich nehme Sie!«

Eine Viertelstunde später war Félicité bei ihr untergebracht.

Zuerst lebte sie dort in ständigem Zittern, hervorgerufen durch »diese Art von Haus« und die über allem schwebende Erinnerung an »Monsieur«! Paul und Virginie, der eine sieben, die andere knapp vier, dünkten sie geformt aus kostbarem Material; sie trug die beiden auf ihrem Rücken wie ein Pferd, und Madame Aubain verbot ihr, sie jede Minute zu küssen, worüber sie sich kränkte. Dennoch war sie glücklich. In der milden Umgebung schmolz ihre Traurigkeit.

Jeden Donnerstag kamen Freunde des Hauses zu einer Partie Boston. Félicité richtete im voraus die Karten und Fußwärmer. Sie erschienen pünktlich um acht und zogen sich zurück, noch vor Schlag elf.

Am Montagmorgen legte der Trödler, der unterhalb der Allee wohnte, seinen Eisenkram immer draußen

auf die Erde. Dann füllte sich die Stadt mit Stimmengewirr, durchmischt vom Wiehern der Pferde, Blöken der Lämmer, Grunzen der Schweine und dem harten Geratter der Karren in der Straße. Gegen Mittag, auf dem Höhepunkt des Marktes, sah man einen hochgewachsenen alten Bauern auf der Türschwelle erscheinen, die Mütze im Nacken, die Nase krumm, und das war Robelin, der Pächter aus Geffosses. Wenig später kam Liébard, der Pächter aus Toucques, klein, rot, fettleibig, bekleidet mit einem grauen Rock und sporenbewehrten Ledergamaschen.

Beide boten ihrer Pachtherrin Hühner feil oder Käse. Félicité parierte stets all ihre Schliche; und sie gingen wieder, voll der Achtung vor ihr.

In unregelmäßigen Abständen erhielt Madame Aubain Besuch vom Marquis de Gremanville, einem Onkel, der, durch Gesindel ruiniert, in Falaise lebte, auf dem letzten Zipfel seiner Ländereien. Er kam stets zur Essenszeit, mit einem abscheulichen Pudel, dessen Pfoten alle Möbel verschmutzten. Trotz seiner Mühe, den Edelmann zu geben, weshalb er jedesmal sogar den Hut lüpfte, wenn er »mein seliger Vater« sagte, verleitete ihn die Gewohnheit, sich ein Glas um andere einzugießen, und dann führte er schlüpfrige Reden. Félicité schob ihn höflich hinaus: »Jetzt ist's genug, Monsieur de Gremanville! Auf ein andermal!« Und sie schloss die Tür.

Sie öffnete diese herzlich gern für Monsieur Bourais, einen ehemaligen Anwalt. Seine weiße Halsbin-

de und seine Glatze, das Jabot an seinem Hemd, sein weiter brauner Gehrock, die Art, wie er mit gerundetem Arm schnupfte, seine ganze Person verursachte ihr jene Aufregung, in die uns der Anblick außergewöhnlicher Menschen stürzt.

Da er die Besitzungen von »Madame« verwaltete, schloss er sich im Kabinett von »Monsieur« stundenlang mit ihr ein, und immer fürchtete er sich zu kompromittieren, hatte unendliche Achtung vor der Magistratur, hielt viel auf seine Lateinkenntnisse.

Um die Kinder auf angenehme Weise zu unterrichten, schenkte er ihnen ein Erdkundebuch mit Stichen. Sie zeigten verschiedene Szenen dieser Welt: Menschenfresser mit Federn auf dem Kopf, ein Affe, der eine junge Dame entführt, Beduinen in der Wüste, ein Wal, der harpuniert wird, usw.

Paul erklärte diese Stiche Félicité. Das war auch schon ihre ganze literarische Erziehung.

Die der Kinder oblag Guyot, einem armen Teufel, Angestellter im Rathaus, bekannt für seine schöne Handschrift, das Taschenmesser wetzte er am Stiefel.

War das Wetter schön, brach man frühmorgens auf zum Gehöft in Geffosses.

Der Hof ist abschüssig, das Haus in der Mitte; und das Meer in der Ferne gleicht einem grauen Fleck.

Félicité holte aus ihrem Binsenkorb Scheiben kalten Fleisches, und man aß in einem Raum hinter der Milchammer. Er war das einzige Überbleibsel einer

herrschaftlichen Sommerwohnung, die es nicht mehr gab. Die zerschlissene Wandtapete zitterte bei jedem Luftzug. Madame Aubain senkte die Stirn, niedergedrückt von Erinnerungen; die Kinder wagten nicht mehr zu sprechen. »Geht doch spielen!« sagte sie; rasch suchten sie das Weite.

Paul kletterte in die Scheune, fing Vögel, ließ Steinchen über den Tümpel flitzen oder schlug mit einem Stock gegen die mächtigen Fässer, die wie Trommeln hallten.

Virginie fütterte die Kaninchen, lief Kornblumen pflücken, und die Geschwindigkeit ihrer Beine enthielt ihre kleinen bestickten Hosen.

An einem Herbstabend nahmen sie ihren Heimweg über die Weiden.

Der Mond in seinem ersten Viertel erhellte einen Teil des Himmels, und Nebel schwebte wie eine Schärpe über den Windungen der Toucques. Ochsen, ausgestreckt im Gras, schauten seelenruhig nach den vier vorübergehenden Menschen. Auf der dritten Koppel erhoben sich ein paar, umringten sie im Kreis. »Keine Angst!« sagte Félicité; und eine Art Klagelied murmelnd, strich sie dem am nächsten stehenden über den Rücken; er machte kehrt, die andern taten's ihm gleich. Doch beim Überqueren der folgenden Weide erhob sich ein gewaltiges Brüllen. Es war ein Stier, den der Nebel verbarg. Er hielt zu auf die beiden Frauen. Madame Aubain wollte rennen. »Nein! nein! nicht so schnell!« Sie beschleunigten freilich den Schritt und

hörten hinter sich ein lautes Schnauben, das näher kam. Seine Hufe schlugen wie Hämmer aufs Grün der Wiese; und jetzt galoppierte er! Félicité drehte sich um, und mit beiden Händen riss sie Erdbrocken heraus, warf sie ihm in die Augen. Er senkte das Maul, schüttelte die Hörner und bebte vor Zorn, unter grässlichem Gebrüll. Madame Aubain, mit ihren zwei Kleinen am Ende der Weide, suchte verzweifelt die hohe Einfriedung zu überwinden. Félicité wich immer weiter zurück vor dem Stier und schleuderte beharrlich Grasklumpen, die ihn blind machten, während sie schrie: »Beeilen Sie sich! beeilen Sie sich!«

Madame Aubain stieg den Graben hinab, schob Virginie und dann Paul, stürzte immer wieder, als sie versuchte, die Böschung zu erklimmen, und dann schaffte sie es mit viel Mut.

Der Stier hatte Félicité gegen ein Lattentor gedrängt; sein Geifer spritzte ihr ins Gesicht, noch eine Sekunde, und er hatte sie aufgespießt. Ihr blieb gerade noch die Zeit, zwischen zwei Stangen hindurchzuschlüpfen, und verdutzt stand das Riesenvieh still.

Dieses Ereignis war jahrelang Gesprächsstoff in Pont-l'Évêque. Félicité bildete sich nichts drauf ein, ahnte nicht einmal das Heldenhafte ihrer Tat.

Virginie war ihre ausschließliche Sorge; – denn diese litt nach dem großen Schreck an den Nerven, und Monsieur Poupart, der Doktor, empfahl das Seebad Trouville.

Damals war es noch kein vielbesuchter Ort. Madame Aubain zog Erkundigungen ein, fragte Bourais um Rat, traf Vorbereitungen wie für eine lange Reise.

Ihr Gepäck fuhr einen Tag früher los, im Wagen von Liébard. Am nächsten Morgen brachte er zwei Pferde, eins hatte einen Damensattel mit samtener Rückenlehne; und auf der Kruppe des zweiten bildete ein zusammengerollter Mantel eine Art Sitz. Hier saß Madame Aubain auf, hinter ihm. Félicité übernahm Virginie, und Paul schwang sich auf Monsieur Lechaptois' Esel, geliehen unter der Bedingung, dass er gut auf ihn achte.

Die Straße war sehr schlecht, und so brauchte man für acht Kilometer zwei Stunden. Die Pferde versanken bis zu den Fesseln im Schlamm und ruckten, um sich zu befreien, jäh mit den Hüften; oder sie stießen gegen die Radspur; dann wieder mussten sie springen. Liébarde's Stute blieb an manchen Stellen plötzlich stehen. Er wartete geduldig, bis sie weiterging; und er sprach über die Leute, deren Anwesen die Straße säumten, ergänzte ihre Geschichte durch moralische Überlegungen. Als sie zum Beispiel mitten in Toucques an Fenstern vorbeikamen, um die herum Kapuzinerkresse rankte, sagte er schulterzuckend: »Da wohnt so eine Madame Lehoussais, die hätte, statt sich einen jungen Mann zu nehmen ...« Félicité hörte den Rest nicht mehr; die beiden Pferde trabten, der Esel galoppierte; alle bogen in einen Pfad, ein Gatter schwang auf, zwei Burschen erschienen, und

man stieg vor der Jauchengrube ab, genau bei der Türschwelle.

Als Mutter Liébard ihre Pachtherrin sah, geizte sie nicht mit Freudenbekundungen. Sie kredenzte ihr ein Essen mit gespickter Rinderlende, Kutteln, Blutwurst, einem Hühnerfrikassee, schäumendem Cidre, einem Obstkuchen und in Schnaps eingelegten Pflaumen, das alles begleitet von Höflichkeiten gegen Madame, die sich einer besseren Gesundheit zu erfreuen schien, gegen Mademoiselle, die »prächtig« gediehen, gegen Monsieur Paul, der erstaunlich »herangewachsen« war, nicht zu vergessen ihre verblichenen Großeltern, welche die Liébards gekannt hatten, denn seit mehreren Generationen standen sie im Dienst der Familie. Das Gehöft hatte wie auch sie selber einen Anstrich von Ältlichkeit. Die Deckenbalken waren wurmstichig, die Wände schwarz von Rauch, die Fliesen grau von Staub. Auf einem eichenen Geschirrbord stand allerlei Gerätschaft, Krüge, Teller, zinnerne Näpfe, Wolfsfallen, Scheren für die Schafe; eine riesige Spritze brachte die Kinder zum Lachen. Kein Baum in den drei Höfen, der nicht am Fuß befallen war von Pilzen oder im Geäst von Mistelzweigen. Der Wind hatte einige umgeworfen. Sie hatten in der Mitte wieder ausgetrieben; und alle bogen sich unter den vielen Äpfeln. Die Strohdächer, wie brauner Samt und verschieden dick, widerstanden der stärksten Bö. Jedoch, der Wagenschuppen verfiel. Madame Aubain sagte, sie überlege sich's, und befahl, die Tiere anzuschirren.

Man hatte noch eine halbe Stunde bis Trouville. Die kleine Karawane saß ab, um *Les Écores* zu passieren; das war ein Fels, der aufragte über den Schiffen; und drei Minuten später trat man am Ende des Quais in den Hof des *Agneau d'or*, bei Mutter David.

Virginie fühlte sich schon nach den ersten Tagen nicht mehr so schwach, Ergebnis der Luftveränderung und Auswirkung der Bäder. Diese nahm sie im Hemd, mangels Kostüm; und ihr Mädchen kleidete sie danach in einem Zollhäuschen, das die Badenden nutzten.

Nachmittags ging man mit dem Esel über die Roches Noires hinaus, in Richtung Hennequeville. Der Pfad stieg zunächst zwischen Grundstücken an, sanft gewellt wie der Rasen eines Parks, erreichte dann ein Plateau, wo Weideland sich abwechselte mit bestellten Äckern. Am Wegrand reckten sich Stechpalmen aus dem Dornengestrüpp; hier und dort zeichnete ein großer abgestorbener Baum mit seinen Ästen Zickzacklinien ins Blau der Luft.

Fast immer ruhte man auf einer Wiese, Deauville zur Linken, Le Havre zur Rechten und geradeaus das offene Meer. Es glitzerte in der Sonne, spiegelglatt, so friedlich, dass man sein Rauschen kaum hörte; Spatzen tschilpten im Versteck, und das unermessliche Himmelsgewölbe überdachte alles. Madame Aubain saß da und widmete sich ihrer Näharbeit; Virginie flocht neben ihr Binsen; Félicité schnitt Lavendelblüten; Paul, der sich langweilte, wollte aufbrechen.

Andere Male überquerten sie im Boot die Toucques und suchten Muscheln. Die Ebbe förderte Seeigel zutage, Jakobsmuscheln, Quallen; und die Kinder ranneten, Gischtflocken zu fangen, die der Wind verwehte. Wenn die trägen Wellen auf den Sand fielen, rollten sie über den ganzen Strand; er reichte bis ins Unendliche, landeinwärts jedoch begrenzten ihn Dünen, die ihn vom *Marais* trennten, einer breiten Wiese in Form eines Hippodroms. Kehrten sie von dieser Seite heim, wurde Trouville, ganz hinten am Abhang des Hügels, bei jedem Schritt größer und entfaltete sich mit all seinen vielgestaltigen Häusern in einem gleichsam fröhlichen Durcheinander.

An zu heißen Tagen gingen sie nicht aus ihrem Zimmer. Die blendende Helligkeit draußen presste Lichtstreifen durch die Lamellen der Jalousien. Kein Laut im Dorf. Unten auf dem Trottoir niemand. Diese schwebende Stille steigerte den Frieden aller Dinge. In der Ferne schlugen Kalfathämmer auf Kiele, und ein schwüler Lufthauch trug Teergeruch herbei.

Das größte Vergnügen war die Rückkehr der Fischerkähne. Sobald sie an den Bojen vorüber waren, begannen sie zu kreuzen. Ihre Segel senkten sich auf zwei Drittel der Masten; und die Fock aufgebläht wie ein Ballon, kamen sie näher, glitten dahin im Plätschern der Wogen, bis hinein in den Hafen, wo plötzlich der Anker fiel. Dann legte sich das Boot an den Quai. Die Seeleute warfen zuckende Fische über die Bordwand; eine Reihe von Karren erwartete sie, und

Frauen mit baumwollenen Häubchen streckten sich, um die Körbe entgegenzunehmen und ihre Männer zu küssen.

Eine von ihnen richtete eines Tages das Wort an Félicité, die kurz darauf freudestrahlend ins Zimmer trat. Sie hatte eine Schwester wiedergefunden; und Nastasie Barette, verheiratete Leroux, erschien, einen Säugling an der Brust, ein andres Kind an der rechten Hand, und zu ihrer Linken ein kleiner Schiffsjunge, Fäuste in die Hüften gestemmt und Mütze überm Ohr.

Nach einer Viertelstunde hieß Madame Aubain sie gehen.

Man begegnete ihnen stets unweit der Küche oder auf den Spaziergängen, die man machte. Der Ehemann ließ sich niemals blicken.

Félicité schloss sie ins Herz. Sie kaufte ihnen eine Decke, Hemden, einen Herd; natürlich wurde sie ausgebeutet. Diese Schwäche ärgerte Madame Aubain, außerdem missfiel ihr die Vertraulichkeit des Nefen, – denn er duzte ihren Sohn; – und da Virginie hustete und die Jahreszeit nicht mehr gut war, kehrte sie zurück nach Pont-l'Évêque.

Monsieur Bourais beriet sie in der Wahl eines Collèges. Das in Caen galt als das beste. Paul wurde hingeschickt; und er verabschiedete sich tapfer, zufrieden, fortan in einem Haus zu leben, wo er Kameraden hatte.

Madame Aubain schickte sich in die Trennung von ihrem Sohn, denn die war unumgänglich. Virginie

dachte immer seltener an ihn. Félicité vermisste sein Lärmen. Doch eine Beschäftigung lenkte sie ab; seit Weihnachten brachte sie das kleine Mädchen jeden Tag zum Katechismus.

III.

Wenn sie an der Tür einen Kniefall gemacht hatte, ging sie unter dem hohen Kirchenschiff zwischen den beiden Stuhlreihen nach vorn, öffnete die Bank von Madame Aubain, setzte sich und ließ ihren Blick schweifen.

Die Jungen rechts, die Mädchen links füllten das Chorgestühl; der Pfarrer stand am Pult; auf einem Glasfenster der Apsis schwebte der Heilige Geist über der Jungfrau Maria; ein anderes stellte sie dar auf Knien vor dem Jesuskind, und hinter dem Tabernakel zeigte eine hölzerne Figurengruppe den heiligen Michael, wie er den Drachen niederstreckt.

Der Priester begann mit einem Abriss der biblischen Geschichte. Sie glaubte das Paradies zu sehen, die Sintflut, den Turm von Babel, Städte in Flammen, sterbende Völker, gestürzte Götzen; und sie bewahrte sich von diesem Eindruck die Achtung vor dem Allerhöchsten und die Furcht vor seinem Zorn. Dann weinte sie beim Anhören der Passion. Warum hatten sie ihn gekreuzigt, ihn, der die Kinder liebte, die Massen labte, die Blinden heilte, und der aus Sanftmut unter den Armen hatte zur Welt kommen wollen, auf dem Mist eines Stalls? Aussaat, Ernte, Kelter, diese einfachen Dinge, von denen das Evangelium spricht, gab es in ihrem

Leben; Gottes Erdenndasein hatte alles geheiligt; und sie liebte die Lämmer noch zärtlicher aus Liebe zum Lamm Gottes, die Tauben wegen des Heiligen Geistes.

Es fiel ihr schwer, sich seine Gestalt vorzustellen; denn er war nicht nur Vogel, sondern auch Feuer und dann wieder Hauch. Vielleicht ist es sein Licht, was des Nachts flattert am Rande des Moors, sein Atem, was die Wolken treibt, seine Stimme, was den Glocken Wohlklang schenkt; und sie verharrte in Anbetung, erfreute sich des kühlen Gemäuers und der kirchlichen Ruhe.

Was die Dogmen anging, so begriff sie nichts, versuchte nicht einmal zu begreifen. Der Pfarrer schwadronierte, die Kinder deklamierten, sie schlief irgendwann ein; und erwachte jäh, wenn beim Aufbruch die Holzpantinen über die Fliesen klackerten.

Auf diese Weise, durch ständiges Zuhören, lernte sie den Katechismus, denn man hatte ihre religiöse Erziehung in der Jugend vernachlässigt; und nun ahmte sie auch Virginie in allen Andachtsübungen nach, fastete wie sie, beichtete mit ihr. Zu Fronleichnam errichteten sie gemeinsam einen Stationsaltar.

Die Erstkommunion plagte sie im voraus. Sie kümmernte sich um die Schühchen, um den Rosenkranz, um das Buch, um die Handschuhe. Mit welchem Zittern half sie der Mutter sie anzukleiden!

Während der ganzen Messe hatte sie Angst. Monsieur Bourais verdeckte ihr einen Teil des Chors; doch genau gegenüber bildete die Schar der Jungfrauen

mit den weißen Kränzen auf ihren herabgelassenen Schleiern eine Art Schneefeld; und sie erkannte von weitem die geliebte Kleine an dem hübscheren Hals und der frömmern Haltung. Die Glocke bimmelte. Die Köpfe neigten sich; einen Augenblick herrschte Stille. Mit dem Erschallen der Orgel intonierten der Vorsänger und die Menschenmenge das *Agnus Dei*; dann nahmen langsam die Jungen Aufstellung; und nach ihnen erhoben sich die Mädchen. Schritt für Schritt und die Hände gefaltet, gingen sie zum hell erleuchteten Altar, knieten auf der ersten Stufe nieder, empfangen eine nach der andern die Hostie, und in gleicher Folge kehrten sie zurück zu ihren Betschemeln. Als Virginie an die Reihe kam, reckte sich Félicité, um sie zu sehen; und mit der Einbildungskraft, die wahre Zuneigung verleiht, dünkte ihr, sie selbst sei dieses Kind; sein Gesicht wurde zu ihrem, sein Kleid umhüllte sie, sein Herz schlug ihr in der Brust; als sich der Mund öffnete, die Augen schlossen, da schwanden ihr beinah die Sinne.

Am nächsten Tag frühmorgens erschien sie in der Sakristei, damit ihr der Herr Pfarrer die Kommunion spende. Sie empfing sie voller Andacht, verspürte aber nicht die gleichen Wonnen.

Madame Aubain wollte ihre Tochter zu einem vollkommenen Geschöpf machen; und da Guyot ihr weder Englisch beibringen konnte noch Musik, fasste sie den Entschluss, sie ins Pensionat zu geben, bei den Ursulinen in Honfleur.

Das Kind erhob keinen Einwand. Félicité seufzte, fand Madame gefühllos. Dann meinte sie, ihre Herrin habe womöglich recht. Derlei Dinge lagen jenseits ihrer Zuständigkeit.

Eines Tages schließlich hielt eine alte Tapissière vor der Tür; und heraus stieg eine Nonne, die Mademoiselle holen kam. Félicité lud das Gepäck auf die Imperiale, ermahnte den Kutscher und verstaute im Sitzkasten sechs Marmeladengläser und ein Dutzend Birnen, zusammen mit einem Veilchenstrauß.

Virginie überkam im letzten Augenblick ein heftiges Schluchzen; sie umarmte ihre Mutter, die ihr einen Kuss auf die Stirn gab und immer wieder sagte: »Schon gut! Kopf hoch! Kopf hoch!« Das Trittbrett wurde nach oben geklappt, der Wagen rollte.

Da erlitt Madame Aubain einen Schwächeanfall; und am Abend erschienen all ihre Freunde, das Ehepaar Lormeau, Madame Lechaptois, die *Fräulein* Rochefeuille, Monsieur de Houpeville und Bourais, um sie zu trösten.

Der Verlust ihrer Tochter schmerzte sie am Anfang sehr. Aber dreimal in der Woche bekam sie von ihr einen Brief, an den übrigen Tagen schrieb sie ihr, ging im Garten spazieren, las ein wenig und füllte so die Leere der Stunden.

Morgens trat Félicité aus Gewohnheit in Virginies Zimmer und betrachtete die Wände. Es fehlte ihr, dass sie nicht mehr ihr Haar kämmen durfte, ihre Stiefelchen schnüren, sie zudecken in ihrem Bett, – und

dass sie nicht mehr ständig ihr liebes Gesicht sah, ihre Hand festhielt, wenn sie miteinander ausgingen. In ihrer Untätigkeit versuchte sie Spitzen zu fertigen. Ihre viel zu groben Finger zerrissen die Fäden; sie brachte nichts zuwege, schlief nicht mehr, war, wie sie es ausdrückte, »mürb«.

Um sich auf »andre Gedanken« zu bringen, bat sie um Erlaubnis, Besuch zu erhalten von ihrem Neffen Victor.

Er kam sonntags nach der Messe, mit geröteten Wangen, nackter Brust, und verströmte den Geruch der Landschaft, durch die er gelaufen war. Sofort deckte sie für ihn den Tisch. Sie aßen einander gegenüber sitzend; und während sie selbst so wenig wie möglich nahm, um Kosten zu sparen, stopfte sie ihn derart voll mit Nahrung, dass er am Ende einschlief. Beim ersten Glockenschlag zur Vesper weckte sie ihn, bürstete seine Hose, knotete seine Halsbinde und ging zur Kirche, auf seinen Arm gestützt, erfüllt von mütterlichem Stolz.

Seine Eltern befahlen ihm stets, ihr etwas zu entlocken, also ein Päckchen Rohzucker, Seife, Schnaps, manchmal auch Geld. Er brachte seine Kleider zum Stopfen; und sie verrichtete diese Arbeit, glücklich, dass er gezwungen war wiederzukommen.

Im August nahm ihn sein Vater mit auf Küstenfahrt.

Es war Ferienzeit. Die Ankunft der Kinder tröstete sie. Doch Paul wurde launenhaft, und Virginie war

nicht mehr so jung, dass man sie duzen konnte, was Befangenheit schuf, eine Schranke zwischen ihnen.

Victor fuhr hintereinander nach Morlaix, nach Dünkirchen und nach Brighton; bei der Rückkehr von jeder Reise hatte er für sie ein Geschenk. Beim ersten Mal war es ein Kästchen aus Muscheln, beim zweiten eine Kaffeetasse; beim dritten ein Pfefferkuchenmann. Er mauserte sich, war hübsch gewachsen, hatte einen leichten Schnurrbart, gute, offen dreinblickende Augen und einen kleinen Lederhut, in den Nacken geschoben wie ein Lotse. Er amüsierte sie, wenn er Geschichten erzählte, die gespickt waren mit Seemannssprache.

An einem Montag, dem 14. Juli 1819 (dieses Datum vergaß sie nicht), verkündete Victor, er gehe nun auf große Fahrt und wolle übernächste Nacht von Honfleur mit dem Postboot zu seinem Schoner, der schon bald von Le Havre auslaufe. Zwei Jahre vielleicht werde er fort sein.

Die Aussicht auf eine solche Trennung betrückte Félicité; um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen, schlüpfte sie am Mittwochabend, nachdem Madame gegessen hatte, in ihre Holzgaloschen und tippelte die vier Meilen, die zwischen Pont-l'Évêque und Honfleur liegen.

Vor dem Kreuz des Kalvarienbergs angelangt, bog sie nicht nach links, sie bog nach rechts, verirrte sich zwischen den Werften, machte kehrt; Leute, die sie ansprach, rieten ihr zur Eile. Sie lief um das Hafenbecken herum, voll mit Wasserfahrzeugen aller Art,

stieß gegen Tauwerk; dann senkte sich das Gelände, Lichter überschritten sich, und sie meinte verrückt zu sein, denn sie erblickte Pferde im Himmel.

Am Rande des Quais wieherten noch andre, aus Angst vor dem Meer. Eine Talje, die sie emporhob, setzte sie auf ein Schiff, wo sich Reisende drängten zwischen Fässern mit Cidre, Körben mit Käse, Säcken mit Korn; man hörte Hühner gackern, der Kapitän fluchte; und ein Schiffsjunge lehnte am Ankerbalken, gleichgültig gegenüber allem. Félicité, die ihn nicht erkannt hatte, schrie: »Victor!« Er hob den Kopf; sie stürmte los, da wurde plötzlich der Steg eingezogen.

Das Postboot, von singenden Frauen getreidelt, glitt aus dem Hafen. Seine Spanten knarnten, schwere Wellen klatschten gegen den Bug. Das Segel hatte sich gedreht, man sah niemand mehr; – und auf dem Meer, silbrig glänzend im Mondlicht, war es ein schwarzer Fleck, der fahler wurde, sich auflöste, verschwand.

Als Félicité am Kreuz des Kalvarienbergs vorüberkam, wollte sie Gott anbefehlen, was sie am meisten liebte; und sie betete lange Zeit, im Stehen, tränen-nass das Gesicht, die Augen erhoben zu den Wolken. Die Stadt schlief, Zöllner gingen umher; und Wasser stürzte unaufhörlich aus Schleusenlöchern, rauschend wie ein Gebirgsbach. Es schlug zwei.